Schliessfach für Kleinfamilien

Autor(en): **Müller, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **10 (2003)**

Heft 114

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-885514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

INSTRUMENTE SOZIALER WOHNPOLITIK

Gegensteuer zu dieser Entwicklung müsste die Stadt geben, die zu einer sozialen Wohnungspolitik verpflichtet ist. Seit 1993 folgt sie bei ihren Vermietungen Richtlinien, die sie von anderen Liegenschaftsverwaltungen abheben sollten. Beispielsweise müssen Familien bevorzugt werden. Das Liegenschaftenamt ist nicht verpflichtet, den zahlungskräftigsten Mieter zu nehmen, sondern kann auch Interessenten, die es auf dem Wohnungsmarkt schwierig haben, berücksichtigen. «Wichtig ist für uns der Mietermix», ergänzt Peter Meier vom städtischen Liegenschaftenamt.

Daneben gibt es in der Stadt St.Gallen ein weiteres Instrument, das für günstige Wohnungen sorgen soll. Der sogenannte 12 Mio.-Kredit wurde 1991 nach einer Initiative des St.Galler Mieterinnen- und Mieterverbandes eingesetzt und soll Spekulationsgeschäfte verhindern. Das Prinzip: Die Stadt kauft mit Geldern aus dem Finanzvermögen Liegenschaften - vorzugsweise mit günstigen Wohnungen ohne grossen Komfort - und gibt sie an gemeinnützige Wohnbaugenossenschaften weiter. Mit den 12 Mio. Franken werden dann maximal zehn Jahre lang die Mietzinse für einkommensschwache Mieterinnen und Mieter verbilligt.

FÖRDERUNG IN GEFAHR

Bisher wurde dieses Instrument allerdings sehr zurückhaltend eingesetzt. Trotzdem ist der Kredit nicht unbestritten: Im Jahr 2000 scheiterte an der Urne ein Versuch der FDP, den Kredit abzuschaffen. In den letzten Jahren kaufte die Stadt St.Gallen im Rahmen des 12 Mio.-Kredits beispielsweise ein Haus in der Metzgergasse oder eine Liegenschaft an der Klusstrasse in St.Georgen.

Gesamtschweizerisch steht die Förderung von günstigem Wohnraum akut auf der Kippe. Der Bundesrat will die Mittel dafür radikal zusammenstreichen. Stimmt das Parlament im Herbst dem Sparpaket zu, erhalten Genossenschaften keine zinslosen Darlehen mehr. Die Folge: Es wird keine verbilligten Wohnungen für einkommensschwache Mieterinnen und Mieter mehr geben. Direkt tangiert würde der St.Galler 12 Mio.-Kredit davon allerdings nicht. Ein solcher Entscheid hätte aber Signalwirkung. Weitere kommunale oder kantonale Förderprogramme wären gefährdet.

Andreas Kneubühler, 1964, Journalist im Pressebüro St.Gallen.

Bild: Letztes billiges Wohngebiet: Bahnhof Nord. Foto: Florian Bachmann

Wo findet man günstige Wohnungen?

Aktuell und umfassender als im Tagblatt sind die Wohnungsinserate, die jeweils beim Rathaus, aber auch im Amtshaus, angeschlagen sind. Die dort aufgeführten freien Wohnungen gibt es auch im Internet unter www.stadt-st-gallen.ch.

Ein grosses Angebot an freien Wohnungen lässt sich auch beim von der St.Galler Kantonalbank betreuten Internetangebot Immodream abrufen, unter www.sgkb.ch.

Die Universität St.Gallen bietet Studierenden einen eigenen Wohnungs-Suchservice an. Abrufbar sind die Angebote unter www.unisg.ch unter dem Link «Einstiegsseite für Studierende».

SCHLIESSFACH FÜR KLEINFAMILIEN

ERINNERUNGEN AN EINE KINDHEIT UND JUGEND IM WOHNBLOCK

Klischees gibt's vom Wohnblock viele. Er ist anonym, normiert, unwirtlich, kinderfeindlich und noch einiges Üble mehr. Wie sieht die Realität aus? Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend in einem Rorschacher Wohnblock.

von Peter Müller

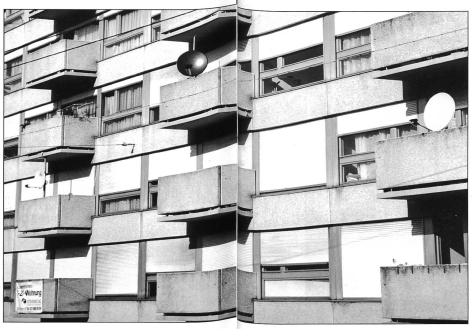
1970 gehörten wir mit unserem neuen Doppelwohnblock im Osten Rorschachs zu den Pionieren. Die Gegend zwischen Langmoosstrasse und Müller-Friedberg-Strasse war weitgehend unverbaut. Das freie Areal – Wiesen, Gebüsch, Gestrüpp, Erdhügel – war für uns die «Wildnis», in der es sich wunderbar spielen liess. Wir fühlen uns hier sehr wohl. Schon bald sollte uns dann aber die Zivilisation einholen. Es begann damit, dass das Gelände zwischen den insgesamt drei Doppelwohnblöcken hergerichtet wurde. Es gab einen Rasen und einen ziemlich einfallslosen Spielplatz. Wir verstanden die Welt nicht mehr: Hatten die Erwachsenen, die das planten, früher denn selber nie gespielt? Dann entstanden in unserer unmittelbaren Nachbarschaft weitere Wohnblöcke, schliesslich sogar zwei Hochhäuser. Die Pioniertage waren vorbei.

Die grosse Zeit der Wohnblöcke begann in der Schweiz im 19. Jahrhundert, als Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Verstädterung völlig neue Arbeits- und Lebensverhältnisse schufen. In den expandierenden Städten und Industrieorten wurden erstmals ab etwa 1830 Wohn- bzw. Miethäuser als konfektionierte Ware für einen anonymen Markt produziert. Eine neue Dimension erhielt das Phänomen Wohnblock nach 1945, als der allgemeine Wirtschaftsaufschwung eine beispiellose «Wohlstandmaschine» in Gang setzte. Wohnraum wurde billiger, die Gründung einer Familie einfacher. Gleichzeitig intensivierte sich die Trennung von Arbeits- und Wohnort – die Zeitalter der Agglomerationen begann. Das grosse gesellschaftliche Ideal der 50er und 60er Jahre war die Kleinfamilie. Das schlug sich auch in den Bauplänen der Wohnblöcke nieder, die nun massenhaft gebaut wurden und die Aussenbereiche der bestehenden Siedlungen eroberten.

Es hätte für uns Kinder allerdings noch schlimmer kommen können. Mit dem Hauswart hatten wir nämlich Glück. Das war im Wohnblock, in dem ich die ersten sechs Lebensjahre verbracht hatte, anders gewesen. Ich sehe H. heute noch vor mir: Ein hagerer, hochgewachsener Mann mit einem leicht gebückten Gang und langen Schritten, das Gesicht von Falten zerfurcht. Seine ganze Erscheinung strahlte eine Unfreundlichkeit und unterschwellige Brutalität aus, die einen frösteln liess. Den Kindern im Haus machte er immer ziemlich Angst, mich verfolgte er sogar bis in den Schlaf. Ich muss so vier oder fünf Jahre alt gewesen sein, als er mir eines Nachts einen fürchterlichen Alptraum bescherte, von dem mir noch heute ein paar Bilder im Kopf sind. Erst später erfuhr ich, dass es den Erwachsenen oft nicht anders ging. Die Hausfrauen hatten z.B. die Waschküche jeweils so blitzblank zu reinigen wie die Rekruten ihre Kaserne. Fand H. irgendwo auch nur ein Tröpfchen, läutete er umgehend an der Wohnungstüre. Und wenn man nachts spät heimkam oder Gäste hatte, musste man immer mit einer wütenden Lärmbeschwerde rechnen. «H. war ein Tyrann», sagt unsere Mutter, «Als wir 1970 umzogen, fühlte ich mich im neuen Wohnblock wie im Paradies.»

Die «Sozialgeschichte des Hauswartes» – das Thema wäre sehr interessant. Fragen gäbe es viele: War der Hauswart z.B. in den 50er und 60er Jahren so etwas wie ein Agent der bürgerlichen Wohlanständigkeit, der mithalf, dass in unserem Land Sauberkeit, Ordnung und Anstand herrschen? Vielleicht wäre aber auch ein Krimi nicht schlecht.

Unsere Wohnung war im 3. Stock rechts. Viereinhalb Zimmer, alles nicht sehr gross. Die Aussicht auf den Bodensee und Richtung Rorschacherberg/St.Gallen war ziemlich schön. Wirklich glücklich fühlte ich mich aber trotzdem nicht. Mich störte vor allem eines: Diese Räume hatten nichts von einem Haus. Mir kam unsere Wohnung schon relativ bald wie eine «Wohnkulisse» vor, die aus relativ billigen Fertigteilen zusammengesetzt war – nach einem Plan, der nicht gerade von viel Kreativität zeugte. Verstärkt wurde dieser Eindruck noch dadurch, dass wir im 3.Stock sozusagen «in der Luft hingen» – Estrich und Dach waren genauso fern wie Eingang, Keller und Garage.



Zudem hatten Bad und WC keine Fenster, sondern nur eine automatische Lüftung. Das brachte ein weiteres Moment von «Unwirklichkeit» in diese Wohnung. Wenn man bei uns badete oder auf dem WC sass, kam man sich vor wie in einer Zivilschutzanlage.

In jeder Wohnung könnte man eine interessante kulturgeschichtliche Führung machen. Über jeden Raum gibt es nämlich viel zu erzählen. So befand sich z.B. die Toilette zunächst im Hof oder einer Laube. Nach 1860 fand sie dann den Weg ins Treppenhaus. Und als es um 1900 technisch möglich, eine Keramikschüssel mit Siphon in einem Stück herzustellen, wurde die Toilette in die Wohnung integriert.

Wie «unwirklich» der Grundriss unserer Wohnung war, ging mir erst später auf. Sie war ganz offensichtlich für eine Kleinfamilie mit 1–2 Kindern gedacht und gab bei jedem Zimmer die Nutzung praktisch vor. Der grösste Raum und zugleich der mit der schönsten Aussicht war das Wohnzimmer. Ihm folgten – auf der ruhigen Ostseite – das Elternschlafzimmer und die Essdiele. Den Abschluss machten die beiden Zimmer, die auf die Strasse zugingen und als Kinderzimmer gedacht waren. Die Küche war so klein, dass sie als Aufenthaltsraum ungeeignet war. Einer vierköpfigen Familie wie der unsrigen liess diese Wohnung damit wenig Freiraum. Wir lebten sozusagen in einer «nackten Funktionalität», in einer Art «Schliessfach für eine Kleinfamilie». Das machte es recht schwierig, für sich zu sein. Man wusste immer genau, in welchem Raum die andern gerade waren und vielfach auch, was sie dort machten – das ging einem oft auf die Nerven. Dass diese Wohnung auch für eine WG nicht besonders geeignet wäre, liegt auf der Hand. Der kleinfamilienfixierte Grundriss würde die Verteilung der Zimmer recht schwierig machen.

1976 wurde eine Studie zum Thema «Wohnen im Neubau» publiziert, welche 800 neue Mitwohnungen in der Stadt Zürich auf ihre Lebensqualität hin untersuchte. Auf Seite 299 heisst es da: «Da das Elternschlafzimmer – obwohl meist das zweitgrösste Zimmer der Wohnung – aus traditionellen Gründen kaum für eine zusätzliche Aktivität genutzt wird und die Kinderzimmer trotz intensivster Nutzung fast immer zu klein geplant sind, scheint sich der Wunsch nach einem weiteren Allzweckraum, der zudem nicht repräsentativ sein muss, aufzudrängen. Die heutige Tendenz, einen grossen Wohn-/Essraum, ein grosses Elternschlafzimmer und kleine Kinderzimmer zu planen, erscheint deshalb wenig zweckmässig. Von unseren Resultaten her sind also grössere Küchen oder Essdielen sowie grössere Kinderzimmer zu fordern, wenn nötig auf Kosten der Grösse von Elternschlafzimmer oder Wohnzimmer.»

Anonym war unser Block mit seinen insgesamt 18 Wohnungen nicht. Vor allem in der eigenen Hälfte kannte man sich. Es gab allerdings auch Ausnahmen wie E.: Ein geschiedener Mann, der in der kleinen Dachwohnung lebte und sich eines Tages mit dem Sturmgewehr erschoss. Das Nebeneinander von «Privatem» und «Öffentlichem» erlebte ich in unserem Block als spannend und reizvoll, aber auch als mühsam. Die Grenze zwischen den beiden Bereichen war sehr flexibel und musste immer wieder neu ausgehandelt werden. Neben der Ordnung in den «öffentlichen» Teilen des Wohnblocks betraf das insbesondere das «Lärmen und lärmen Lassen». Tagsüber war z.B. das Treppenhaus eine Art «Treffpunkt», in dem geplaudert und diskutiert wurde. Hörte man in der Wohnung ein solches Gespräch mit, konnte es vorkommen, dass man ebenfalls ins Treppenhaus trat und mitplauderte. Umgekehrt konnte man sich über den Lärm auch ärgern – nicht nur in den Randzeiten. Fand man einen Nachbarn sympathisch, überhörte man sein Querflötenspiel. Mochte man ihn nicht so, beschwerte man sich schnell einmal, wenn seine Kinder herumlärmten. In einer solchen Situation machte ich einmal das, was man in hunderten von Filmen und Witzzeichnungen sieht: Ich nahm einen Besen und klopfte an die Decke. Das Resultat war etwas überraschend: ein dumpfes, fast unhörbares Geräusch und drei Dellen in der Decke. Immer wieder wurde man auch unfreiwillig Zeuge privater Dramen. Gut erinnere ich mich z.B. noch an W., der seine Frau verprügelte. Oder an P., der sich nach seiner Pensionierung nur noch mit zwei Dingen zu beschäftigen schien: im Keller Bier und Wein zu holen und Altglas zum Sammelcontainer zu tragen.

In der heutigen Zeit, in der es immer weniger Freiräume gibt, ist die Wohnung für den Menschen oft das letzte Refugium. Lärmstörungen erlebt er daher vielfach als Revierverletzung, oder noch drastischer, als Körperverletzung. Lärm ist denn auch einer der häufigsten Gründe für Streit unter Nachbarn.

Doch das sind alles Erinnerungen. Heute präsentiert sich unser Wohnblock – unsere Mutter wohnt immer noch dort – ganz anders. Er hat sich zu einer Art «Senioren-Gemeinschaft» entwickelt, in der man nachbarschaftlich recht eng miteinander verbunden ist, zum Teil schon seit Jahren nebeneinander wohnt. Eigentlich gefällt er mir heute wesentlich besser als damals – nicht nur, weil ich nicht mehr dort wohne. Nach 33 Jahren hat das «Wohnmodul» langsam so etwas wie Charakter – und eine Geschichte, die zwar nicht so reich ist wie die eines alten Schlosses oder Bürgerhauses, aber doch eine, die man erzählen kann.

Peter Müller, 1964, lebt als Historiker und Journalist in St.Gallen.

Bilder: Wohnkulisse aus Fertigteilen. Fotos: Anna Frei

«DIE STEINE WERDEN FÜR UNS SPRECHEN»

Die gebaute Alternative zum Schweizer Mittellands-Mietblock steht auch im Jahr 2003 weiterhin in Wien, vom einst revolutionären Projekt ist aber nur der Name geblieben: Die Autorin Eva Philipp, von einer Wiener Gemeindebauwohnung mittlerweile in die Wittenbacher Agglomeratin übersiedelt, zum «Karl-Marx-Hof».

«Die Steine werden für uns sprechen». Mit diesen Worten des Bürgermeisters Karl Seitz wurde eine der eindrücklichsten Wohnanlagen Wiens, der Karl-Marx-Hof, im Oktober 1930 eingeweiht. Über einen Kilometer oder drei Strassenbahnstationen erstreckt sich die Anlage. Mehr als tausend Wohnungen sollten etwa fünftausend Menschen Wohnraum bieten, und zwar nicht irgendeinen Wohnraum. Die Wohnqualität im Wien der Zwischenkriegszeit war verheerend. So genannte «Substandard»-Wohnungen ohne eigene Toilette und Wasserentnahmestelle waren weit verbreitet. (Anmerkung der Verfasserin: solche Wohnungen wurden und werden nach wie vor gerne als «Studentenhit» in den Tageszeitungen inseriert.) Viele dieser Wohnungen, vor allem ausserhalb des «Gürtels», einer sechsspurigen Strasse, welche die Innenstadt von den Arbeiterbezirken trennte, waren dunkel, feucht und hatten meistens nicht einmal eine Küche. Am 21. Oktober 1928 schrieb die Wiener Arbeiterzeitung: «Infolge der Mauerfeuchtigkeit zerfallen den Leuten die Möbel, auf dem verfaulten Fussboden schimmeln die Schuhe und in den Kästen die Kleider. (...)»

Die sozialistische Regierung setzte alles daran, um dem finanziell schlechter gestellten Teil der Bevölkerung erschwingliche und menschenwürdige Wohnungen zur Verfügung zu stellen. Der damalige Finanzstadtrat Hugo Breitner führte zu diesem Zweck die progressive Besteuerung ein, die vor allem die Bürgerschicht traf. Sein Leitsatz lautete: «Unbeirrt von all dem Geschrei der steuerscheuen besitzenden Klassen holen wir uns das zur Erfüllung der vielfachen Gemeindeaufgaben notwendige Geld dort, wo es sich wirklich befindet!» Aus diesem und anderen Gründen stiess die Wohnbaupolitik des roten Wiens nicht überall auf Begeisterung. «Gewaltige Wohnkaserne des Proletariats» wurde der Karl-Marx-Hof genannt. «(...) Zyklopenhaft aufgeschichtete Würfelkolosse marxistischer Wohnbauten (...)», höhnte der Publizist El Rubin.

Ungeachtet dessen schätzten sich diejenigen glücklich, die eine der Wohnungen ergattern konnten. Sie verfügten über fliessendes Wasser, eine eigene Toilette und einen Balkon. Zu den Gemeinschaftseinrichtungen gehörten zwei Zentralwäschereien, zwei Bäder mit zwanzig Wannen und dreissig Brausen, eine Mütterberatungsstelle, eine Zahnklinik, eine Apotheke, eine Bücherei, ein Jugendheim und zwei Kindergärten. Diese sind heute noch in Betrieb – Überbleibsel eines revolutionären Projekts. *Eva Philipp*

Bild: Gebauter Sozialismus: Karl-Marx-Hof in Wien.
Aus: ‹Rotes Wien›, Falter Verlag.

Zitate entnommen aus dem Essay von Patricia Sandrieser: «Der Karl-Marx-Hof – auf der Suche nach dem alten ‹neuen Menschen›».

Lektüretipp, nicht nur für Reisende: Der Stadtführer ‹Rotes Wien›, erschienen im Verlag der Wiener Stadtzeitung ‹Falter›.